

Ein großer Zacken Wagemut

Endlich fertig! Mit einem neuen Spektralhaus will die Uni Lüneburg die Forschung beflügeln. von **sean sarrasin**

Im Zeitschriftenraum wurde geraucht, das verblüfft mich bis heute. Auch im Keller rauchte man natürlich, dort lag der Seminarraum, schlecht beleuchtet und muffig. Die Bibliothek wiederum war so vollgestopft, dass es immer hieß, der Holzboden werde zusammenbrechen, bald schon, ganz gewiss. Es war eben ein alter Gründerzeitbau, und für die Kunstgeschichte in Hamburg, dieses damals so bedeutende Institut, viel zu klein. Oder gerade klein genug?

Wenn ich dort saß, an einem der Arbeitstischen, hineingezwängt ins labyrinthische Gedränge der Regale, dann kam es mir genau richtig vor: Hier hatte Wissenschaft ihren Ort, staubig-verwunschen, eingewohnt, zugewachsen. Und dass ich selbst hineinwachsen würde in die Geschichte der Kunst, schien mir ganz selbstverständlich (wenn ich nicht vorher samt Büchern durch den Holzboden brähe). Später zog das Institut in einen Neubau, aller Charme war wie ausgelischt.

Am Rande von Lüneburg hat es Glamour nicht leicht

In den letzten Jahren wurde überall geplant und geklotzt, die Wissenschaft brauchte neue Labore, Seminare, Hörsäle, Bibliotheken – und bei der Einweihung wurde stets weihewollt gepöbelzt, hier, in diesen neuen Räumen, werde auch der Geist sich erneuern. Jetzt heißt es das wieder, denn am Freitag bekommt die Universität in Lüneburg ein Haus, das weit heraustragt aus der deutschen Hochschulandschaft. Alle sollen, alle werden davon reden, und das schon deshalb, weil hier noch einmal die schöne große Frage nach Bau und Überbau ins Spiel kommt: Was vermag Architektur? Befreit sie das Denken, beflügelt sie die Forscher, öffnet sie der Wissenschaft einen neuen Horizont?

Ja, es geht pathetisch zu im sonst so bescheidenen Lüneburg. Rund 9000 Studierende, ein beschaulicher Campus, und doch beweist die Leuphana Universität mit ihrem neuen Hauptgebäude unerhörten Wagemut. Wo andere Hochschulen allein der Vorschrift gehorchen und ihre Architektur auch entsprechend aussieht, paragrafen-trist und finanzrahmen-trüb, da baut Lüneburg auf Sinnlichkeit und Lust. Man könnte auch sagen: auf die Freude an Unabsehbaren.

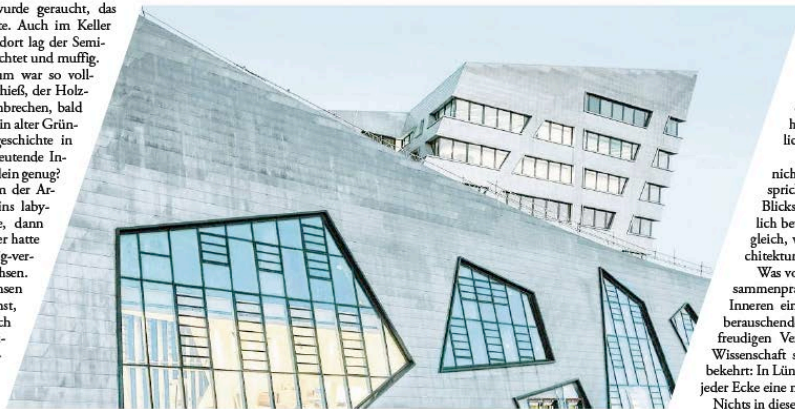
Natürlich, lange ließen Neid, Häme und Kritik nicht auf sich warten. Denn erstens wurde alles doppelt so teuer (mehr als 100 Millionen Euro), zweitens dauerte es länger (vier Jahre Verzögerung), drittens war viel von Korruption die Rede (ein Fall für das Europäische Amt für Betrugsbekämpfung). Vor allem aber schien sich Lüneburg schwer verloben zu haben: Mit einem Satz in die Weltbauliga der Universitäten, das konnte nur schiefgehen.

Und schief ist es ja wirklich geworden, das Hauptgebäude mit seinem Audimax, den Seminarräumen und Forscherbüros: in sich verkeilt, zuckend schroff und derart bizarr, dass man erst mal nicht so genau weiß, ob es sich um einen architektonischen Auffahrunfall handelt oder um eine Kulisserie für die nächste Folge der dystopischen Netflix-Serie *Black Mirror*, Titel: »In der Werkstatt des Bösen«.

Geplant hat das silbrige Durcheinander der amerikanische Großbaumeister Daniel Libeskind, eine der schillerndsten Figuren seiner Zunft, der mit dem Jüdischen Museum in Berlin berühmt wurde, später plante er für den Ground Zero in New York und wird seither von vielen Kollegen schwer gehasst. Sie stören sich an der ADHS-Ästhetik, diesem wilden Gezappel, und finden, Libeskind könne nur Libeskind und stelle lauter Wahrzeichen seiner selbst in die Gegend.

Tatsächlich, wer eines seiner aufreizenden Bauwerke kennt, wird seine Handschrift auch in Lüneburg wiedererkennen. Das ist selbstverständlich Absicht: Die Unverkennbarkeit des Architekten soll die Hochschule unverkennbar machen, und wenn nebenher ein wenig New Yorker Glamour dabei abfällt, umso besser. So funktioniert Starchitecture.

Hier allerdings, unweit von Supermarkt, Autohaus und Vorstadtsiedlung, hat es der Glamour nicht gerade leicht. Die Universität liegt fern vom Zentrum, am Rand der Lüneburger Heide, wo in der NS-Zeit jene Kasernen entstanden, in denen später die Institute unterkamen. Gerade das aber wurde für Libeskind zum Anreiz, er wollte ein doppeltes Zeichen setzen: ein fotogenes wider die Provinzialität und ein bedeutungsschweres, das an die Kriegsverbrechen gemahnen und dem kasernierten Dasein der Wissenschaftler etwas entgegensetzen



Mit Weltarchitekt Daniel Libeskind wider die Provinzialität



Gegen den Orientierungssinn: Wo ist oben, wo ist unten, vorn und hinten?



Zum Glück ist der Horizont noch gerade – Ausblick aus einem der Obergeschosse auf die Lüneburger Heide

soll. Mit dieser Art von Geschichts- und Schuldbeschwörung hat Libeskind schon viele seiner Bauten aufgeladen. Hier jedoch, auf dem belebten Campus der Leuphana, wo sich alles Dräuende und Soldateske längst verloren hat, wirkt Libeskind's Rhetorik reichlich hohl.

Aber vielleicht muss man ja auch nicht auf ihn hören. Die Architektur spricht für sich. Und wer sie staunenden Blicks umrundet und den Neubau schließlich betritt, unvorgekommen – der spürt gleich, wie machtvoll, wie eigenmächtig Architektur sein kann.

Was von außen eher brachial wirkt, ein Zusammenprall amorpher Körper, entwickelt im Inneren einen ungehagten Sog, ein fast schon berausches Gefühl der Weite, des Taumels, der freudigen Verwirrung. Wer eben noch glaubte, Wissenschaft sei graue Theorie, wird umstandslos bekehrt: In Lüneburg gerät sie zum Abenteuer, hinter jeder Ecke eine neue Wahrheit.

Nichts in diesem Bau ist, wie es sein sollte. Hier folgt die Form nicht der Funktion, hier führt sie ein scharfkantiges Eigenleben und spottet den Gesetzen der Statik und unserem Orientierungssinn erst recht. Unversehens öffnen sich Fenster, Schleusen und immer wieder Quer- und Seitenblicke, bis man am Ende kaum mehr weiß, wo eigentlich oben ist, wo unten, ganz zu schweigen von vorne und hinten. Empfindliche Gemüter verspüren erste Anzeichen von Seekrankheit, weil selbst der Fußboden sich schief zu legen scheint, obwohl er doch ganz plan ist.

Davon jedenfalls, dass Hochschulen sparen müssen, dass sie bescheiden sein und effizient wirtschaften sollen, von diesem Credo eines nutzenorientierten Wissenschaftsbetriebs ist in Lüneburg nichts zu spüren. Die Architektur feiert den zweckfreien Zweck – und verwandelt damit ein Forschungsideal, das vielen fast als verloren gilt, in eine bewegende, eine körperliche Erfahrung.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass ein solcher Bau ausgerechnet jetzt entsteht, da immer unklarer wird, warum es Universitäten in ihrer tradierten Form noch gibt: ortsgelunden, mit realer Lehre an realen Resopalschischen. Längst lässt sich ja alles Fragen und Lernen digital vermitteln, und weil per Laptop jedes Wohnzimmer im Nu zum Hörsaal wird, braucht es teure Hochschulen aus Stahl und Beton im Grunde nicht mehr. Und es braucht sie eben doch, jedenfalls dann, wenn sie Freiräume bieten, die sich verschwenderisch auffalten oder schluchterartig verengen wie in Lüneburg und nichts unversucht lassen, alles mit allem zu verbinden. Irgendwann, im Zickzack der Trakte, Flure, Säle, wünscht man sich ganz dringend zurück in die gewohnte, überschaubare Welt – nur um dann zu begreifen, dass Wissenschaft eben auch bedeutet, sich vom Vertrauten zu lösen und für das Unentwirrte zu begeistern.

Nichts in diesem Bau ist, wie es sein sollte

Ist das alltagstauglich? Nur unter erschwerten Bedingungen. Verändert es Lehre und Forschung? Das wird sich, wie in einem Langzeitversuch, erst nach Jahren zeigen: Die Hochschule wird zum Labor ihrer selbst, und wie sie die Architektur einnimmt und wichtiger noch: Wie sie sich von ihr einnehmen lässt, liegt nicht in der Hand der Planer.

Gewiss wird es viele geben, die Libeskind verfluchen: Effekthascherei! Künstlerquatsch! Und ganz unrecht haben sie mit ihrer Skepsis nicht, denn das ist die unbedingte Abweichung, eine forcierte Unkonventionalität, hier zum Leitprinzip erkoren wird, kann einem auch gehörig auf die Nerven gehen.

Mich begeistert der Bau dennoch, was bestimmt etwas damit zu tun hat, dass ich jahrelang in einem Institut zubrachte, das ebenfalls labyrinthisch und verwirrend war, auf seine Weise einsturzgefährdet. Mit dem Gründerzeithaus von damals hat die neue Leuphana nichts gemein, bis eben auf den Kitzel der Vorläufigkeit. Obwohl bei Libeskind alles schön verfügt und sauber verspachtelt ist, verlässt man die Leuphana doch in dem Gefühl, hier könnte auch alles ganz anders sein und ließe sich jederzeit umsortieren. Die Welt ist nicht fertig, jeder darf, jeder soll sie neu konstruieren, zumindest im Kopf.